

Jenseits von Gut und Böse

«Linkes Ufer» – Warlam Schalamows karge Lagerprosa aus Kolyma

Von Ulrich M. Schmid

Erstaunlicher noch als die Tatsache, dass ein ehemaliger Gulag-Insasse nach insgesamt 27 Jahren Haft ein Stück atemberaubender Weltliteratur verfasst hat, ist die fast komplette Ignorierung dieser Texte durch das russische und europäische Publikum. Warlam Schalamow (1907–1982) durchlitt in den Straflagern an der Kolyma im äussersten Nordosten der Sowjetunion mehr als die physische Tortur der Zwangsarbeit im Permafrost: Er wurde Zeuge jenes monströsen Lebens, in dem die Seele zwar schon tot ist, der Körper aber noch weiter existiert.

Die Selbstverletzer

Aus dieser erschütternden Erfahrung ist ein dichtes literarisches Œuvre entstanden, das endlich – ein Vierteljahrhundert nach dem Tod des Autors – mit einer von Gabriele Leupold kongenial übersetzten Werkausgabe die gebührende Aufmerksamkeit erhält. Der nun vorliegende zweite Band umfasst Prosastücke aus den sechziger Jahren, in die sich das Grauen durch die Hintertür einschleicht. Schalamow zeichnet eine unerbittliche Welt, die paradoxerweise auch über eine Art «Normalität» verfügt. Die Spielregeln dieses Lebens sind denkbar einfach: Die Häftlinge befinden sich in der absoluten Gewalt der Aufseher; das höchste Ziel der modernen Sklaven besteht darin, nicht zu den «allgemeinen Arbeiten» abkommandiert zu werden.

In einer Erzählung schildert Schalamow die Krankenstation eines Lagers, deren Leiterin all ihren Ehrgeiz dareinsetzt, Selbstverletzer zu entlarven. Jeder neuen Gruppe von Ankömmlingen werden zunächst einmal die Gipse entfernt – darin sind in der Regel Messer versteckt. Weit prekärer als solche Schmuggelaktionen sind die verzweifelten Versuche, um jeden Preis krank geschrieben zu werden. Besonders begehrt ist die Tuberkulosestation – allerdings müssen die Häftlinge sich zuvor bewusst mit der Schwindsucht anstecken. Die Krankheit wird aber in Kauf genommen, um dem Schlimmsten – der Plackerei im Goldbergwerk – zu entgehen. Wenigstens einen kurzfristigen Aufenthalt im Lazarett verspricht das Durchbohren der Haut mit einer Ahle, die kräftig mit Petroleum eingeschmiert ist und eine subkutanes Geschwür hervorruft.

Die Verzweiflung der Menschen, die ihre körperliche Unversehrtheit aufs Spiel setzen, um vor der Zwangsarbeit zu flüchten, wird bei Schalamow überhaupt nicht angesprochen. Er schildert keine Seelenregungen – weder von aussen noch von innen. Seine Helden sind ohnehin meistens stumm. Schalamow weigert sich, die beschriebenen Szenen moralisch zu bewerten, und schiebt dieses heikle Geschäft dem Leser zu, der in eine höchst prekäre Position gedrängt wird: Er findet sich als Zaungast der Katastrophe wieder, der weder eingreifen noch den Blick abwenden kann. Letztlich wird die Schalamow-Lektüre zur erschütternden Erfahrung des eigenen Voyeurismus, in dem sich der Unterschied zwischen Opfer und Täter, zwischen Gut und Böse verflüchtigt.

In der Lagerwelt ist jeder Ort mit Bedeutung angereichert: Es spielt für die Häftlinge eine enorm wichtige Rolle, ob man bei der Suppenausgabe vorne oder hinten in der Schlange steht, weil die Letzten nur noch warmes Wasser bekommen.

Ebenso zentral ist die Frage des Schlafplatzes: Die Schwächsten schlafen in der «Metro», auf dem Boden unter den Pritschen. Der Raum in der Zelle weist verzauberte und dämonische Zonen auf: Im Sommer sind die Plätze am Fenster am begehrtesten, weil man dort in der überfüllten Zelle am ehesten frische Luft schnappen kann, im Winter kauern die Häftlinge in der Mitte, um keine Wärme zu verlieren.

Kein Wort der Anklage

Schalamows Texte werden so zu Gegenmärchen: Überall lauern Verderben und Untergang; der Held muss unablässig Prüfungen bestehen, die ihn allerdings nicht auf seiner Suche weiterbringen, sondern nur den Tod ein weiteres Mal hinausschieben. Das Glücksstreben des Häftlings richtet sich nicht auf einen Goldschatz oder eine Prinzessin, sondern auf einen ganz kurzfristigen und vergänglichen Vorteil. Zeit gewinnt in solchen Fällen bei Schalamow eine fast stoffliche Qualität: Eine Minute an der Wärme im Büro des Vorarbeiters ist wie ein funkelnder Brillant, den man unverhofft gefunden hat. – Paradoxerweise bedeutet also für Schalamow gerade das «kleine Glück» die grosse Erlösung. Die unausgesprochene Tragik liegt allerdings darin, dass sich die Rettung der Menschen auch schon in solch vergänglichen Triumpfen erschöpft. Schalamow zeichnet eine verdammte Welt, in der sich die Präsenz des Messias auf das Martyrium beschränkt. Der eigene Opfertod steht Schalamows Protagonisten mit den sprechenden Namen «Krist» oder «Golubew» (Tauben) immer vor Augen, gleichzeitig entbehrt ihr Sterben aber jeglichen heilsgeschichtlichen Sinns. Deshalb wird der Tod in der Lagerwelt auch nur beiläufig erwähnt; er ist nur die letzte Konsequenz des körperlichen Verfalls, der sich von den erfrorenen Extremitäten bis ins Innerste frisst.

Schalamow verzichtet in seiner kargen Prosa auf jedes Pathos. Kein Wort der Anklage, kein Heischen um Mitleid, kein Aufbegehren gegen das ungerechte Schicksal, nichts. Seine Texte wollen nicht Literatur sein, sie stemmen sich mit aller Kraft gegen eine Ästhetisierung des Lagers, wie sie etwa Alexander Solschenizyn in seinem «Versuch einer künstlerischen Untersuchung» – so lautet der berühmte Untertitel des «Archipel Gulag» – unternommen hat.

Die absolute moralische Zerstörung des Menschen im Lager zeigt sich bei Schalamow in einem unscheinbaren Motiv: Ein Häftling trifft nach der Entlassung in der Kreisstadt einen ehemaligen Mitgefangenen, der ihm ein Nachtlager anbietet. Als sich der Gast am nächsten Morgen verabschieden will, erinnert ihn der Hausbesitzer an die Bezahlung. Das Skandalöse ist dabei allerdings nicht die Tatsache, dass für einen Akt menschlicher Solidarität Geld gefordert wird, sondern dass diese Forderung als «normal» hingenommen wird: ««Verzeihen Sie», sagte ich. «Daran habe ich nicht gedacht.» Ich stellte den Koffer hin, knöpfte den Halbpelz auf, suchte in den Taschen nach Geld, zahlte und ging hinaus in den weissgelben Nebel des Tages.» In dieser Autopsie der toten Seele liegt Schalamows ganze Kunst. Seine hart gefügte Prosa lässt letztlich auch den Leser am Menschen verzweifeln.